

## **Trauma und keine Hoffnung? Zur gegenwärtigen Lage und jüngeren Geschichte der orientalischen Christen**

***Martin Tamcke, Göttingen***

Am 24. Februar diesen Jahres bekam ich folgende E-mail von einer meiner Kontaktpersonen in Syrien und im Irak, die folgende Informationen aus Hassake im Norden Syriens an mich weitergab:

*“The fight started Monday early morning 4:00 AM Syrian time when IS opened a 40 km long battle front from (Tel Shamiram) to (Tel Hormizd).”*

*Die Schlacht begann morgens früh um 4 Uhr syrischer Zeit, nachdem der IS eine 40 Kilometer lange Front von Tel Shamiram nach Tel Hormizd eröffnet hatte.*

*Weil der IS in Kobane besiegt worden war, suchten sie Ausweichplätze, wo sie annahmen, erfolgreicher vorgehen zu können.*

*Die Front am Khabur war dann der Bereich, wo sie militärische Fortschritte erzielen konnten. Dem IS kam zugute, dass die Vereinigte Demokratische Kurdische Partei an anderen Stellen zu kämpfen genötigt war, besonders an der syrisch-irakischen Grenze. So kam es, dass in der Khabur-Region IS weniger Widerstand geleistet werden konnte. Bedauerlicherweise mussten die Beobachter feststellen, dass der IS von den benachbarten arabisch-sunnitischen Dörfern unterstützt wurde. Dennoch retteten arabisch-sunnitische Einwohner in der Nähe des assyrischen Dorfes Qaber Shamiat 15 Assyrer (13 Männer und zwei Frauen), die von ihnen beschützt wurden und weiter nach Hassake in die zentrale Bischofskirche der Kirche weitertransportiert wurden.*

*Die meisten Einwohner christlich-assyrischer Familien auf der südlichen Seite des Khabur-Flusses konnten nach Hassake und Qamishli fliehen.*

*Mehr als 600 Familien hätten noch rechtzeitig fliehen können. Die meisten befanden sich nach der Flucht in Hassake, 200 in Qamishli.*

*Unglücklicherweise konnten die Familien einiger Dörfer nicht mehr rechtzeitig fliehen und wurden von IS gefangen genommen. 50 Familien in Tel Shamiran erging es so, 26 Familien in Tel Gouran, 28 Familien in Tel Jezira, und 14 junge Leute, 12 Männer und 2 Frauen, die die Kirche von Tel Hormiz verteidigten. Der IS trennte die Männer von Frauen und Kindern. Ein siebzehnjähriger junger Mann, Milad, wurde misshandelt und ermordet.*

Es war das Schlimmste zu befürchten angesichts der Brutalität, mit der IS bei der Ausrottung von christlichen und jezidischen Gemeinschaften etwa im Irak, z.B. in Mosul, vorgegangen war.

Und ich nutze die Gelegenheit, meinen Dank auszusprechen an das Land Baden-Württemberg, das 200 traumatisierte und vergewaltigte Frauen der grausam verfolgten Jeziden, die oft ihre Angehörigen verloren haben, großzügig aufgenommen hat. Überhaupt muss darauf hingewiesen werden, dass alle religiös-ethnischen Minderheiten der Region von den Gewaltexzessen betroffen sind.

Diese Nachricht ist eine der regelmäßig von diesem Informanten auf mich kommenden Nachrichten.

Zahlreiche andere Informanten und Nachrichtendienste der betroffenen Bevölkerungsgruppen kommen hinzu. Ich gehe davon aus, dass die meisten Menschen, die in Deutschland solche Nachrichten erreichen, so sie denn die deutsche Öffentlichkeit überhaupt noch erreichen und die Menschen noch fähig sind, dem anhaltenden Ansturm von Schreckensnachrichten noch Gehör zu schenken, mittlerweile kaum noch wissen, wie damit umzugehen ist.

Warum beginne ich mit diesem Einzelereignis der vergangenen Monate? Weil das, was sie mir aufgetragen haben an den Angehörigen der Assyrischen

Apostolischen Kirche des Ostens in der Khabur-Region in Syrien exemplarisch verdeutlicht werden kann.

In der Region im Nordosten Syriens, wo sie nun so grausam attackiert wurden, gab es solche Christen eigentlich schon seit dem 18. Jahrhundert so gut wie nicht mehr. Die Angehörigen dieser Kirche, die im Mittelalter geographisch die größte Kirche der Welt gewesen war und von China bis zum Horn von Afrika sich ausdehnte, von Indien über Tibet bis in die Weiten Zentralasiens und auf Zypern ebenso zu finden war wie in Jerusalem, hatten sich nach den Verfolgungen durch Timur Lenk, Tamerlan, seit dem 15. Jahrhundert in die Gebirge vorrangig im Südosten der Türkei und im Nordwesten des Iran zurückgezogen. Der Patriarch residierte in Kotschannes im Hakkari-Gebirge, wo noch heute die Ruine der Patriarchatskirche zu sehen ist, nachdem sie lange als Stall gedient hatte. Was war dort in der Türkei passiert, dass dort eine der ältesten Kirchen der Welt heute nicht mehr präsent ist? Die Gläubigen dieser Kirche hatten schon in der Mitte des 19. Jahrhunderts erste Pogrome zu erleiden gehabt, ihr Patriarchatssitz war niedergebrannt worden, tausende Gläubige ermordet worden. Nun gerieten sie im Zuge des Ersten Weltkrieges angesichts des heranrückenden osmanischen Heeres unter Druck. Als sie einsehen mussten, dass sie sich in ihren entlegenen Bergtälern, die ihnen über Jahrhunderte Schutz geboten hatten, nicht würden hinreichend Widerstand leisten können und ihnen womöglich ihre Ausrottung drohte, machte sich das gesamte Volk mit Alten und Kindern, Vieh und notwendigen Hausständen auf den Weg in die Flucht. Das gesamte Volk zog mit seinem Patriarchen in Richtung russische Grenze, weil sie sich von den Russen Schutz versprachen, so wie die Russen schon lange sich zu Schutzherrn dieser Christen zu machen versucht hatten. Doch da brach in Russland die Revolution aus. Der erhoffte Schutz brach zusammen. Noch einmal entschied sich das gesamte Volk, nun nach Süden weiter in den Iran hinein zu ziehen, wo die englischen Truppen auf

dem Vormarsch gegen die osmanischen Truppen sich befanden. Ein Großteil des Volkes starb während der Flucht, deren Umstände je länger je mehr immer erbärmlicher geworden waren. Nach dem Krieg aber wollte niemand die Überlebenden dieses Volk mehr haben. Der Staat, der ihnen etwa seitens amerikanischer Politik in Aussicht gestellt worden war, war aufgrund der Vernichtungsaktionen zur Illusion geworden und niemand war mehr bereit, sich dafür einzusetzen. Die Interessen dieses kleinen Volkes störten die Realpolitik, die sich gerade mit den neuen Machthabern in der Region zu arrangieren suchte. Die aberwitzige Idee während der diesbezüglichen Verhandlungen des Völkerbundes, sie in Kanada anzusiedeln, erwies sich als undurchführbar. In die Heimat konnten sie nicht zurückkehren, weil nun die neue Türkei eine geschlossene Ablehnungspolitik gegenüber ihnen verfolgte und den mehrfachen Versuch des Grenzübertrittes von Teilgemeinschaften des Volkes zurück auf türkischen Boden gewaltsam erstickte. Die Briten, Treuhandmacht im neu erstandenen Irak, hatten sie zunächst in den Sümpfen bei Bakuba im Irak in Flüchtlingslagern angesiedelt. Besonders die Polizeitruppen, die mit den Engländern zusammenarbeiteten, bestanden aus Angehörigen dieser christlichen Volksgruppe. Die Spannungen um sie im Irak wuchsen an. Vergeblich suchte der Patriarch (zwei seiner Vorgänger waren während der Flucht gestorben, einer hinterrücks von einem Kurdenführer ermordet, der andere an Flecktyphus und Entbehrung) ausländische Botschafter im Irak auf die eskalierende Situation aufmerksam zu machen und Schutz und Hilfe für sein Volk zu erwirken. Ihm wurde schließlich die irakische Staatsbürgerschaft aberkannt und er musste letztendlich sein Patriarchat von Chicago in den USA aus wahrnehmen. Die verzweifelten Angehörigen der Kirche zogen zu einem nicht unerheblichen Teil mit weißen Flaggen an die irakisch-syrische Grenze, wo sie das ihnen unfreundlich gesonnene Land hinter sich zu lassen hofften, als das irakische Militär das Feuer auf die Flüchtlingszüge eröffnete. Das Geschehen

wird heute nach dem Ort, wo sie die zentrale Vernichtungsaktion vollzog, die Massaker von Semile genannt.

Wer die Massaker überlebte, der floh ein Stück weiter in den Nordosten Syriens und siedelte sich in der Khabur-Region an. Deren Nachfahren sind eben jene Menschen, deren Dörfer nun vom IS erobert wurden und deren Bevölkerung vertrieben oder versklavt oder getötet wurde.

Die gegenwärtige Vernichtung christlicher Gemeinschaften in gewichtigen Teilen der Region traf also Menschen, die bereits historisch traumatisiert waren durch ein ähnliches Geschehen. Wer von diesen Menschen heute erleben muss, dass er verfolgt, verdrängt und erniedrigt wird, dem weckt das auch historische Assoziationen an ein Geschehen, das er seit der Mitte des 19. Jahrhunderts in immer neuen Wellen aus seiner Geschichte kennt.

Nun stehen die Angehörigen der Assyrischen Apostolischen Kirche des Ostens mit dieser sie traumatisierenden Geschichte aber nicht allein in der Region. Um es an Syrien kurz zu verdeutlichen: Syrien wurde das Land, in das zahlreiche Armenier flohen. Ihr Patriarch siedelte sich in dem damals noch zu Syrien gehörenden Libanon an, in Antelias bei Beirut. Er tat das, ebenso wie die Überlebenden seines Volkes die Südosttürkei in Richtung Syrien verließen, weil seine Gemeinschaft in der Südosttürkei einem Völkermord ausgesetzt war, der nur wenige Armenier überleben ließ. Das Vorgehen bei diesem Völkermord war planmäßig gewesen. Die Namen der Christen waren vorab erfasst, die Häuser der Christen besonders gekennzeichnet worden, wie eben auch jetzt die Häuser der Christen in Mosul im Irak nach Einmarsch des IS, Männer und Frauen wurden getrennt, Männer in Arbeitsbataillone gesteckt oder gleich getötet, Frauen und Mädchen, die nicht von Muslimen einfach mitgenommen wurden, meist zwangsislamisiert und zu Dienerinnen degradiert wurden, wurden gemeinsam mit Alten und Gebrechlichen deportiert, wie das in der offiziellen Lesart der staatlichen Anordnungen hieß. Wenn sie Glück hatten, wurden sie

zunächst in Viehwaggons transportiert, am Ende aber jene, die nicht an Nahrungsmangel und Krankheit und Gewaltakten eingegangen waren, zu Fuß von Konzentrationslager zu Konzentrationslager bis in die Wüste gebracht, wo die letzte Station der Deportation die Stadt Deir-es-Zor war. Hier trafen sich seither die führenden Geistlichen der Armenier und gedachten jedes Jahr im April der Ermordung ihrer Vorfahren. Es verwundert nicht, dass der IS die armenische Kathedrale dort und das Mahnmal für die Ermordeten jetzt zerstörte. Damit nimmt man den Armeniern wieder ein Stück ihrer Geschichte, wie dies auch durch die Zerstörung der Kathedrale des Patriarchen in Sis in der Osttürkei geschehen war, wie dies auch das kollektive Bewusstsein der Assyrer trifft, die mit ansehen müssen, wie die Zeugen der jahrtausendealten Kulturgeschichte in der Region nun vom IS zerstört und/oder verhökert werden. So folgt dem Völkermord an Menschen der Mord an den von ihnen erschaffenen Kulturen.

Auch der Patriarch der syrisch-orthodoxen Christen war in der Südosttürkei im Safrankloster bei Mardin ansässig. Auch er floh. Auch die syrisch-orthodoxen Christen waren einer massiven Verfolgungswelle in der Südosttürkei ausgesetzt. Dass von ihnen Dörfer und geistliche Zentren im dem südosttürkischen Gebirge, das wir Tur Abdin, Berg der Knechte – eine Anspielung auf die Mönche und Klöster, die sich hier in großer Zahl fanden –, nennen, erhalten blieben bis auf den heutigen Tag, sagt wenig aus über die einst volkreiche Präsenz der syrischen Orthodoxen hier. Ihr Patriarch residierte bis 1932 noch in der Türkei, dann unter dem Schutz der französischen Mandatsmacht im syrischen Homs und ab 1959 in Damaskus. Heute sind sie eine der zentral vom Bürgerkrieg in Syrien betroffenen Gemeinschaften, aber auch betroffen von der Vertreibung der Christen aus wichtigen Regionen des Irak. Wir könnten die Liste fortsetzen mit den Maroniten und der gegen sie gerichteten Massaker 1860 in Damaskus, den Chaldäern und Syrianern,

Armenisch-Katholischen, syrischen und armenischen Protestanten, denen sämtlich widerfuhr, was den schon genannten Kirchengemeinschaften und Völkern widerfahren ist. Und auch heute trifft die Gewalt alle ohne Rücksicht auf die Konfessionszugehörigkeit.

Adolf Hitler nutzte zur Rechtfertigung seiner Vernichtungspolitik in seiner zweiten Rede vor den Oberkommandierenden auf dem Obersalzberg am 22. August 1939: „Wer redet denn heute noch von der Vernichtung der Armenier?“

Wer um diese Geschichte weiß, der weiß, warum die Traumata der Gegenwart die Traumata der Vergangenheit bei den Angehörigen dieser Gemeinschaften im Mittleren Osten wachrufen.

Und so gewiss es ist, dass diese Ereignisse das Selbstgefühl und die Identität der Angehörigen dieser Völker heute wesentlich mit bestimmen, so gewiss sind da auch noch andere andauernde Erfahrungen, die nicht nur die Konditionen festschreiben, unter denen diese Völker und Kirchen dort existieren, sondern auch deren historische Erfahrung und gegenwärtige Verhaltensstrategien. Da ist man vorsichtig, weil man die übergriffige Daseinsweise der Mitmenschen nicht herausfordern will. Da ist auch die ambivalente Erfahrung mit dem Westen. Napoleon flüchtete aus Ägypten und die ihm treuen koptischen und griechischen Truppenkontingente wurden zwar nach Europa geführt, hier aber in seinen Feldzügen weithin schlicht verschlissen. Die Rum-Orthodoxe Kirche, eine Kirche fast ausschließlich von Arabern, konnte erst 1899 sich einen arabischen Patriarchen wählen und damit von der Dominanz griechischer Hierarchen befreien. Immer wieder wurden die christlichen Gemeinschaften in diesen Regionen von Kolonialmächten oder westlichen Staaten genutzt zur Verfolgung und Erreichung ihrer Ziele im Orient und mussten dafür immer wieder einen hohen Preis bezahlen mit gegen sie sich richtenden Repressionen

und Schlimmerem. Die islamische Herrschaft sicherte zwar im 7. und 8. Jahrhundert in Schutzverträgen das Überleben der Christen, aber eben als Staatsbürger zweiter Klasse. Ihre wachsende Befreiung im 19. Jahrhundert zeitigte paradoxerweise eine immer mehr anschwellende Gewalt gegen sie. Folgerichtig suchten sie die überkommenen religiösen Fraktionierungen hinter sich zu lassen, betätigten sich stärker als andere im Bildungsbereich, engagierten sich für den arabischen Nationalismus ebenso wie für den arabischen Sozialismus. Ihre Hoffnung war dabei stets, dass derartige Ideen ein gemeinsames Band aller Einwohner schaffen könnte, abseits der religiösen Fraktionierung. Sie verstanden sich als Araber, Syrer, Ägypter, um nicht Repräsentanten einer gefährdeten Gemeinschaft im Sozialgefüge zu sein. Während heute in fast allen Staaten ein Muslim Staatsoberhaupt sein muss und damit die Vermengung von Religion und Politik dokumentiert anstelle von Kriterien wie Fähigkeit oder Wissen, waren in Ägypten und Syrien immer wieder auch einmal Christen selbst Premierminister und Ministerpräsidenten bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Einer der Gründer, der später in Syrien und im Irak herrschenden Baath-Partei, Michel Aflaq, war Christ, der Chef der Palästinensischen Befreiungsfront, George Habash, war Christ. Wo immer es möglich war, suchten die Christen ihrer Marginalisierung zu entkommen und eine treibende Kraft bei der Modernisierung und Säkularisierung ihrer Länder zu sein. Das galt nie für alle Christen, aber oft genug war das ein signifikanter Beitrag zur gesellschaftlichen und kulturellen Entwicklung in diesen Ländern. In der Mitte des 19. Jahrhunderts schienen auch die Kopten Gleichberechtigung in Ägypten erlangen zu können, kämpften gar darum, dass auch der Sonntag ein von Arbeit freier Tag werden möge, stellten überproportionale Anteile der ägyptischen Beamtschaft und Finanzverwaltung. Mit der Mitte des 20. Jahrhunderts begann die Rücknahme der ihnen gewährten Freiheiten und gesellschaftlichen und staatlichen



Mitgestaltungsmöglichkeiten und kam es zu Gewaltexzessen. Es ist noch völlig offen, wohin die Entwicklung für sie in Ägypten gehen wird.

Was wir heute erleben, hat eine lange Vorgeschichte. Wie kaum eine andere Gemeinschaft verkörpern die christlichen Gemeinschaften im Mittleren Osten in ihren Gesellschaften und Staaten das andere zu der jeweils sich als Mehrheit definierenden religiösen Gruppe, die in der Regel auch das interkulturelle und interreligiöse Zusammenleben oft nach den Maßstäben einer religiös verankerten Gesetzgebung zu bestimmen sucht, deren Grundsätze von vornherein nur Muslimen eigen ist. Dabei kann und soll nicht übersehen werden, dass es auch Unterdrückung und Gewaltakte an Angehörigen muslimischer Gemeinschaften gibt, die anderswo die Mehrheit bilden. Sunniten können sich so an Schiiten und Schiiten an Sunniten vergehen. Die Ermordung von mindestens 80.000 Muslimbrüdern durch Assad sen., der durch sie seine Macht bedroht sah, brachte ihm ein, dass er vom Scheikh der Al-Aqsa-Moschee für vogelfrei erklärt wurde. Ihm wurde abgesprochen, Muslim zu sein. Und als Angehöriger der Alawiten stellte er und stellt auch sein Sohn tatsächlich einen Grenzfall dar im Blick auf den Umstand, dass der Präsident Syriens immer ein Muslim sein muss. Im Libanon und im Irak wird der Konflikt zwischen radikalisierten Sunniten und Schiiten mit Gewalt ausgetragen. Die religiösen Führer der ursprünglich gesellschaftlich marginalisierten Alawiten wurden hingerichtet nach der Eingliederung der alawitischen Gebiete in den syrischen Staat. Bahais werden nahezu überall in der Region verfolgt. Es ist also unverkennbar, dass das, was den christlichen Gemeinschaften im Mittleren Osten widerfuhr und widerfährt, in einem größeren Kontext zu sehen ist und nicht nur sie allein betrifft. Doch die lange Liste auch der publizierten Ansichten zu den christlichen Gemeinschaften in den Ländern der Region spricht eben auch eine nicht nur generelle, sondern auch eine spezielle Sprache. Die neuen

Untersuchungen zur Darstellung des Christentums in der türkischen Presse – bei fast keiner Ausnahme, und das ist die eigentlich dramatische Beobachtung hierzu – können und müssen wohl Zweifel nähren an der Bereitschaft leider auch eines gewichtigen Teiles der türkischen Öffentlichkeit, europäische Standards in Fragen der Religionsfreiheit, auch des Rechtes auf Konversion oder Religionslosigkeit, des Minderheitenschutzes und der Meinungsfreiheit tatsächlich zuzulassen.

Wir diskutieren derzeit Fragen wie die, ob hier nicht von Christenverfolgung gesprochen werden muss, selbst da, wo diese im Kontext einer breiteren Eskalation von Gewalt geschieht, die auch andere Gruppen betrifft, oder ob diese Bezeichnung zu eng gefasst ist und dabei die Angehörigen anderer religiöser Gruppen außer Betracht lässt, die zuweilen noch prozentual stärker von der Verfolgung betroffen sind, etwa die Jezidis. Dabei ist die Frage, ob es speziell um die Christen geht oder um sie nur als einem Teil der bekämpften anderen, die vermeintlich Rechtgläubigen, nicht dulden will.

Solche Kontroversen sind im Blick auf die notwendigen Diskussionen hier in Deutschland unvermeidlich. Ich halte diese Kontroversen nicht für schädlich, sondern für hilfreich. Wenn Meinungen hier nicht genutzt werden, um etwa lediglich Islamophobie zu schüren, oder nicht, um nur um des lieben Friedens willen Wahrheiten zu leugnen, so sind sie ein Beitrag zu einer dringend notwendigen Klärung auch nach innen. Es ist kein Zeichen einer verantwortlichen Haltung, wenn ein Bundesland seine Schulbücher zurückzieht, in denen der Völkermord an den Armeniern in einem Absatz thematisiert wurde, nur weil es da Proteste der türkischen Botschaft dagegen gab. Es war kein gutes Zeichen, dass sich auch etablierte Stiftungen zurückzogen vom Renovierungsvorhaben des Lepsius-Hauses in Potsdam, nur weil türkische Großdemonstrationen dagegen angekündigt wurden. Natürlich muss um die Vermittlung solcher Fakten, die Widerspruch hervorrufen, in angemessener

und auch die Gegenseite hörender Form gerungen werden. Die Verpflichtung aber, dass gerade Kirchen sich für die Opfer verwenden müssen, kann nicht durch die Verpflichtung zum Dialog mit Muslimen konterkariert werden, sondern ist im Gegenteil der zugegebenermaßen schwierige Ernstfall für den Dialog in strittigen Fragen, der freilich auch voraussetzt, dass unsererseits Hörfähigkeit vorhanden ist, etwa für Hinweise auf antiislamische Ausschreitungen.

Armenier wurden im Osmanischen Reich planmäßig verfolgt, kaum einer war darüber so gut informiert wie die Diplomatie des Deutschen Reiches und die Missionen. Einzelne Missionarinnen wie Beatrice Rohner vom Hilfsbund leisteten unter dramatischen Umständen Hilfe im Inferno und zerbrachen schließlich psychisch zwischen den Rücksichten im Blick auf Kriegsführung und der unabweisbaren Nötigung zur Hilfe an den vom Tode gefährdeten Waisen. Die deutschen Kirchen haben damals weithin versagt. Selbst die Orient- und Islamkommission der deutschen Missionswerke im Orient versprach, sich getreu den Leitlinien der Regierung zu verhalten – also Rücksicht auf die Türkei als Bündnispartner des Deutschen Reiches zu nehmen. Lepsius blieb eine Ausnahme.

Und was für die Verfolgungen einst gilt, das gilt auch für Verfolgungen heute: Es ist vielen unserer christlichen Geschwister im Orient oft nicht klar, ob und inwieweit wir wirklich an ihrer Seite stehen, wenn sie Verfolgung oder Repressalien erleiden. Natürlich sollten wir reagieren, wenn ein Junge in Pakistan von fanatisierten Muslimen angezündet wird und stirbt. Das ist nicht nur ein Gebot christlicher Überzeugung, sondern schlicht schon ganz einfach ein Gebot des Menschseins.

Die Widersprüchlichkeit der christlichen Stimmen aus dem Orient ist enorm: für oder gegen Assad, für oder gegen die syrische Opposition etwa. Auch diese Vielfalt ist eher hilfreich, auch wenn sie zunächst manchen verwirrt. Wenn

führende Geistliche Assad die Treue halten und in den jungen Christen, die sich der Opposition angeschlossen haben, bestenfalls „junge Wilde“ sehen, wie sie einer der Patriarchen bei unseren Gesprächen mit den Konfliktparteien einmal nannte (schlimmstenfalls werden sie als vom Ausland gesteuerte Kräfte des politischen Umsturzes diffamiert), dann dokumentiert das eben auch die Nöte kirchlicher Institutionen im Orient, die historisch gelernt haben, den ihnen zugestandenen Raum zu nutzen, aber nicht mutig Rechte einzuklagen, die das sensible Miteinander zu belasten geeignet sein könnten, weil diejenigen, die Rechte einklagen, auf Gleichberechtigung aus sind, die strukturell unerwünscht ist. Es gehört zu den auffallenden Phänomenen im Orient, dass Zeiten wachsender Gleichberechtigung religiöser Gruppen oft zugleich Zeiten wachsender Konflikte und Aggressionen sind. Dass wir da unterscheiden lernen müssen und den Blick einüben müssen, der auch auf die Intentionen bei denen schaut, die auf Verfolgung und Repression hinweisen, sollte sich von selbst verstehen. Dies sind auch im kirchlichen Bereich keine Arbeitsfelder für naiv träumende Unschuld. Das heißt dann aber eben auch, wir reden davon nach Maßgabe der Wahrnehmung unserer Sorgfaltspflicht und im Wissen darum, dass wir in einem Feld agieren, wo solche Fakten oft instrumentalisiert werden. Besonnenes Handeln ist Pflicht, aber nicht Neutralität, wo Neutralität tödlich wäre.

Oft war der Friede, Syrien war wirklich ein wichtiges Fluchtland für viele Christen etwa aus dem Irak, ein fauler Friede. Der syrische Staat verhielt sich wohlwollend mit Blick auf die Kirchen, war aber hart in seiner Verfolgung von Bürgerrechtsbewegungen. Als die Adventisten landesweit verboten wurden, gab es kaum ökumenische Solidarität. Für etablierte Kirchen standen sie scheinbar zu weit außerhalb des Spektrums.

Christen waren gefährdet durch Fehlverhalten aufgrund von Überangepasstheit ebenso wie aufgrund von zu konsequenter Opposition. Heute sind sie

gefährdet als solche, die einerseits zwischen die Fronten geraten, denen andererseits Fluchtwege offen stehen, und die vor allem einer Gewalt ausgesetzt sind, die sich längst von jeder politisch verträglichen Ratio entfernt hat.

Als Rudolf Strothmann in den 30er-Jahren einen Aufsatz über die Massaker an Gliedern der Kirche des Ostens im Irak in der Zeitschrift für Kirchengeschichte veröffentlichte, kam damit nicht nur ein Beitrag zum Abdruck, der so kaum seinesgleichen in unserem Lande hatte. Er sprach auch aus, dass die aus der Ökumene seinerzeit laut werdenden Proteste über kurz oder lang verhallen würden, also nicht mehr als Klamauk seien, dem keine ernsthaften Konsequenzen folgen würden.

Was heute nötig ist, ist, dass wir die zahlreichen Akte der Verfolgung und Repression nicht verschweigen, weil sie uns unangenehm sind im Blick auf einen reibungslosen Ablauf des Weltgeschehens.

„Wer redet denn heute noch von der Vernichtung der Armenier?“, fragte Hitler mit Blick auf ein Geschehen, das nicht wieder gut zu machen war und vollendete Tatsachen schuf. Wer redet heute von den in ihrem Leben gefährdeten Christen? Ist das etwa eine Frage nur für religiös Gestrige? „Wer redet ... von“, fragte Hitler. Ich wünschte mir, die Kirchen würden mit Blick auf die Völkermorde der Vergangenheit und die Morde der Gegenwart die Frage des Diktators von einst beantworten mit einem klaren und unumwundenen: Wir reden davon.